

Was wandelt sich, was hat Bestand? Bindung – Einbindung – Rückbindung

Vortrag zum 40-jährigen Jubiläum der Katholischen Akademie für Berufe im Gesundheits- und Sozialwesen e.V. am 22.07.2016 in Regensburg

Ein Marketingexperte antwortete einmal auf die Frage, was denn eine gute und erfolgreiche Marke sei: „Jede die im Regal steht. Die schlechten Marken sind alle schon wieder verschwunden“. In diesem Sinne genügt es, nach 40 Jahren mit Bescheidenheit und Stolz zu konstatieren: Sie waren und sind gut. Zumindest gut genug, um das Sortiment der Bildungsarbeit im Gesundheits- und Sozialwesen über vier Jahrzehnte mitzuprägen. Und „gut genug“ ist hier die Steigerung von „gut“, denn der englische Psychoanalytiker Donald Winnicott hat darauf hingewiesen, dass Eltern „gut genug“ sein müssen, um für ihre Kinder perfekt zu sein. Die „good enough mother“ sieht ihre eigenen Bedürfnisse und die Bedürfnisse der Kinder und sie ist in der Lage beide miteinander zu vermitteln. Gleichzeitig ist es uns ja oft zu wenig, über Jahrzehnte hinweg „nur“ im Regal zu stehen. Und so liegt der Impuls nahe, nach 40 Jahren zu überlegen, wie es in und nach all den Jahren um die Bildungsarbeit und um das eigene Profil bestellt ist. Was hat die katholische Akademie zu einer erfolgreichen Marke gemacht? Und was davon muss erhalten, was verändert, was relativiert und was lautstark eingefordert werden, damit diese Marke auch die nächsten Jahrzehnte im Sortiment bleibt? Anhand von drei Kernsätzen soll dieses weite Feld in den Blick genommen werden.

- ◆ Bei aller Offenheit für den technischen und methodischen Fortschritt und die Veränderung des Bildungsmarktes bleibt unter Menschen, die ihr Herz an die Bildungsarbeit verloren haben, immer noch und immer wieder unbestritten, dass **Bildung nur durch Bindung** möglich ist.
- ◆ In Zeiten, in denen die ganze Welt und damit auch das Gesundheits- und Sozialwesen immer komplexer wird, sehen wir, dass jede hilfreiche Veränderung eingebunden sein muss in die Kontexte der Institution und des Feldes. **Systeme verändern sich gemeinsam oder gar nicht.** Darum müssen wir auch systemisch denken und handeln.
- ◆ Weil wir in einer Gesellschaft leben, die massiv und an manchen Stellen fast verzweifelt um ihre Werte ringt, ist es wichtig daran zu erinnern, dass Bildung und Entwicklung nur rückgebunden und getragen möglich sind. **Bildung braucht ein geklärtes Wertefundament.**

1. Bildung und Bindung

In der Bildungsarbeit ging über die Jahre nicht nur ein Gespenst um, sondern mehrere. Egal ob sie Modularisierung, Kurzcurricula, E-learning oder anders hießen und heißen, sie hatten einen gemeinsamen Nenner, zumindest einen gemeinsamen Unterton: Sie standen für die Position, dass Bildungsarbeit gestrafft und effektiviert werden muss, damit sie marktgängiger wird. Der Zeitgeist, die Dinge immer schneller zu erledigen, hat sich auch auf die Bildung übertragen. Manche sprechen gar von „Durchlauferhitzerqualifikationen“. So wenig gegen Innovation und moderne Bildungsansätze einzuwenden ist und so viel von jeder dieser Wellen auch zu lernen war, hinterließen viele der Gespenster ein Unbehagen, das mit dem Wissen von BildungsarbeiterInnen

zusammenhängt, dass es einer tragfähigen Beziehung bedarf, um Inhalte überhaupt vermitteln zu können. Bildung ist nur auf der Basis von Bindung möglich. Manche spitzen es sogar noch weiter zu und konstatieren Bindung gehe vor Bildung. Wichtige Befunde der letzten Jahrzehnte belegen, dass dieser Satz nicht nur dem Bauchgefühl der AusbilderInnen entspricht, sondern auf breiter Front wissenschaftlich belegbar ist.

Bindungstheorie und Hirnforschung belegen, dass der Mensch ein Gleichgewicht aus tragfähigen Bindungserfahrungen und Ermutigung zur Welterkundung braucht

Die Hirnforschung hat in den letzten Jahren noch einmal eine neue Perspektive auf den Menschen eröffnet. Ich bin mir zwar nicht sicher, ob wir dabei viel wirklich Neues und bisher Nicht-gedachtes zu sehen bekamen, aber es ist beeindruckend, wie auf der basalen, somatischen Ebene der Hirnentwicklung und Hirnfunktion ablesbar ist, was der Mensch wirklich zutiefst braucht. Gerald Hüther beschreibt in dem Bilderbuch „Gehirnforschung für Kinder“, dass das Kind im Mutterleib Tag für Tag zwei Erfahrungen macht. „Die eine besteht darin, dass es wächst und dabei seine Potentiale Schritt für Schritt entfalten kann, die andere ist die Erfahrung engster Verbundenheit und Geborgenheit“ (Hüther & Michels 2009, S. 51). Egal was ich tue: ich wachse, und egal was ich tue: ich bleibe in innigster Verbindung. Das aber, was ein Gehirn erfährt, gerade was es so früh und so kontinuierlich erfährt, prägt sich zutiefst ein und wird zur Gehirnstruktur. So kommt jeder Mensch mit zwei Erwartungshaltungen auf die Welt: „Jedes Kind – und auch noch jeder Erwachsene – möchte im Grunde seines Herzens mit den Menschen und der Welt verbunden bleiben“ und es möchte über sich hinauswachsen, Entwicklung erleben, Autonomie und Freiheit (Hüther & Michels 2009, S. 51).

Wenn die Bindungsforschung seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts nicht müde wird zu betonen und zu belegen, dass Menschen sowohl einen sicheren Hafen brauchen als auch die Ermutigung ihre Welt zu erforschen und sie zu gestalten, dann buchstabiert sie für unterschiedlichste psychologische und pädagogische Bereiche – wie die Erziehung, die Frühförderung, die institutionelle Betreuung, aber auch für die Bildungsarbeit – durch, wie es möglich sein kann, diese beiden frühen Erwartungen des ungeborenen Kindes ein Leben lang immer wieder zu aktualisieren und sie zu erfüllen. Die Befunde der Bindungsforschung sind eindeutig: Der Mensch ist umso besser in der Lage seine Potentiale zur Entfaltung zu bringen, je sicherer er sich seiner Verbindungen und Einbindungen ist. Deshalb sind verlässlich haltende und Autonomie ermöglichende Beziehungen die Basis jeder psychosozialen und pädagogischen Intervention.

Wir brauchen für die Arbeit im Sozial- und Gesundheitswesen ein Menschenbild, in dem die Verbundenheit spürbare Relevanz hat

Aber nicht nur für den Vermittlungsprozess, sondern auch für die zukünftige Arbeit der AusbildungskandidatInnen ist es wichtig, die Bedeutung von Verbundenheit in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken. Die Arbeit in allen psychosozialen Bereichen (und darüber hinaus!) bedarf eines Menschenbildes, in dem deutlich wird, dass der Mensch vor allem anderen ein Beziehungswesen ist und losgelöst von seinem Ringen um glückende Beziehungen wohl nicht adäquat verstanden werden kann. So ein Menschenbild schlägt z.B. Jakob Levi Moreno vor, wenn er vom Menschen als einem „sozialen Atom“ spricht (Hutter & Schwehm 2009, S. 242ff). Er formuliert damit ein konsequent anti-individualistisches Menschenbild, das bis heute eine Provokation darstellt. Moreno weigert sich, bei der Betrachtung psychosozialer Prozesse von einem Individuum auszugehen, das losgelöst von seinen Beziehungen denkbar wäre. Stattdessen setzt er das soziale Atom, den Menschen in seinen konkreten Interaktionsbezügen, als kleinste relevante Einheit an. Die alte Idee, man könne von den Beziehungen, in denen ein Mensch lebt, abstrahieren, um dann zu

einem individuellen Kern des Menschen zu kommen, wird von ihm als unrealistisch verworfen. Wenn ich von einem Menschen nach und nach all seine relevanten Beziehungen abziehe, dann komme ich nicht zu seinem Kern, sondern er löst sich ins Nichts auf. Oder positiv formuliert: Das was wir als Individualität wahrnehmen, sind zu einem ganz großen Teil Interaktionsphänomene und Ergebnisse von Beziehungserfahrungen.

In konsequenter Weiterführung spricht Moreno dann auch vom sozialen Tod des Menschen (Hutter & Schwehm 2009, S. 250f.). Der Verlust von Einbindung und Beziehungen beeinträchtigen die Lebenssituation eines Menschen zutiefst. Begegnungen können so selten und qualitativ so inadäquat werden, dass das komplette Beziehungsnetz wegbricht und ein Mensch sich dauerhaft isoliert. Mit Morenos Worten gesprochen ist er dann sozial tot. Moreno verleiht hier uraltem Wissen einen sozialwissenschaftlichen Ausdruck. Der Mensch ist Zoon politikon, er ist immer schon bezogen oder, wie die Genesis formuliert, „es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt“ und ohne eine Hilfe, die ihm wirklich entspricht (Gen. 2,18). In der Konsequenz müssten wir in der psychosozialen Arbeit aber auch Gesundheit, Wohlergehen und Glück als Interaktionsphänomene begreifen.

Beziehung ist ein zentraler, vielleicht der zentrale Wirkfaktor

Die tragende Bedeutung der professionellen Beziehung für jede Art psychosozialer Arbeit ist unbestritten. Irvin D. Yalom schreibt, dass der Satz „Was heilt, ist die Beziehung“ die „allerwichtigste Lektion [ist], die der Psychotherapeut [und gleiches gilt für die BeraterInnen] lernen muss. Es gibt keine selbstverständlichere Wahrheit in der Psychotherapie“ (Yalom 2000, S. 475). Klaus Dörner nimmt sogar für den schulmedizinischen Bereich in Anspruch, dass er „primär Beziehungsmedizin“ und damit wesentlich abhängig von einer beziehungsorientierten Grundhaltung der Professionellen sei (Dörner 2001). Die Binsenwahrheit psychosozialer Arbeit, dass Heilung und Wachstum immer auch Beziehungsphänomene sind, wurde vor zwei Jahren durch das längst überfällige „Handbuch der therapeutischen Beziehung“ (Hermer & Röhrle 2008) in unzähligen Details und Schattierungen belegt und ausgeführt. Nach 60 Jahren Psychotherapieeffektforschung und mehr als 1000 empirischen Studien ist ein widerspruchsfreies Ergebnis, dass die Messungen der [...] Beziehungsvariablen konsistent höher mit den Effekten bei Klienten korrelieren als jede spezifische [T]echnik (Bastine 2008, S. 11; Lambert & Barley 2008, S. 128). Nach der Einschätzung dieser neuesten Metastudie beruht ungefähr ein Drittel der Wirksamkeit von Beratung auf dem Faktor „Beziehung“ (Lambert & Barley 2008, S. 112). Diese Befunde haben eine Relevanz, die die Bildungsarbeit der katholischen Akademie wieder an denselben beiden Stellen berührt: Auch Bildungsprozesse basieren zu einem Gutteil auf dem Wirkfaktor Beziehung. Und: Die Akademie bildet Menschen aus, die vor allem durch ihr professionelles Beziehungsangebot wirksam sein wollen und müssen.

Verbundenheit heilt (Beziehung als salutogenetischer Faktor)

Aber nicht nur als unmittelbar wirkmächtiger Faktor ist Beziehung ein unverzichtbares Ingrediens psychosozialer Arbeit, auch als inhaltliche Themen sind Einbindung und Wiedereinbindung in tragfähige Beziehungskonstellationen nicht von der Agenda der Gesundheits- und Sozialarbeit wegzudenken. Alfons Aichinger gibt in seinem neuen Buch zur Präventionsarbeit eine Einschätzung, die weit über den Kinder- und Jugendbereich hinaus Gültigkeit beanspruchen kann, für den sie von ihm formuliert wird: „Hierarchisiert man die protektiven Faktoren, so ist der prägnanteste Schutzfaktor die verlässliche Bindungsbeziehung zu einer stabilen Bezugsperson“ (Aichinger 2010). Egal ob Resilienzfaktoren in der Elternbeziehung, in der Geschwisterbeziehung oder im sozialen Umfeld identifiziert werden, den stärksten Einfluss haben stets positive und tragfähige Beziehungserfahrungen. Und auch die Sachverständigenkommission für den 13. Kinder- und

Jugendbericht formuliert im Anschluss an die Untersuchungen des Salutogeneseforschers Aaron Antonovsky: „Zu den Widerstandsressourcen zählen [...] wesentlich die sozialen Beziehungen zu anderen Menschen. Diese beinhalten das Gefühl, sich zugehörig und ‚verortet‘ zu fühlen, Vertrauen und Anerkennung durch für einen selbst bedeutsame Andere zu erfahren und durch die Beteiligung an zivilgesellschaftlichem Engagement sich als selbstwirksam erleben zu können. Hinzu kommt die Möglichkeit, sich Unterstützung und Hilfe von anderen Menschen zu holen und sich auf diese zu verlassen“ (BMFSFJ 2009, S. 57). Ressourcen in diesem Bereich zu identifizieren, hier bestehende Resilienzen zu nutzen und Wiedereinbindung als zentralen salutogenetischen Faktor zu initiieren und zu verstärken, ist ureigenste Aufgabe von psychosozialer Arbeit in all ihren Facetten.

2. Einbindung: Systeme verändern sich gemeinsam oder gar nicht

Eine der bemerkenswerten Veränderungen in den letzten 40 Jahren ist die Ausweitung des Arbeitsfokus von der bloßen Ausbildung hin zu einer umfassenden Begleitung. Nicht nur die Weiterqualifikation spielt hier eine Rolle, sondern vor allem die konsequente Verzahnung von Personal- und Organisationsentwicklung. Diese Veränderung passierte nicht zufällig, sondern sie ist der Einsicht geschuldet, dass Bindung immer auch die Einbindung in ein Gesamtsystem meint. Das hat für die Bildungsarbeit weitreichende Konsequenzen. Wie bei einem Mobile stets alle Anhänger in Bewegung kommen, wenn das Mobile an einer einzelnen Stelle bewegt wird, so können auch im Gesundheits- und Sozialwesen, aber auch im Bildungswesen Prozesse nur dann verstanden und moderiert werden, wenn ihre prinzipielle systemische Einbindung wahr- und ernstgenommen werden. Auch diese Position ist heute unstrittig, wenn sie auch allzu oft sträflich ignoriert wird. Mit einigen groben Strichen möchte ich skizzieren, was es bedeutet systemisch zu intervenieren, vor allem systemisch zu denken und die Welt systemisch zu verstehen.

„Es gibt keinen Text, sondern immer nur Text im Kontext“: Das Modell der Referenzrahmen

Die Geschichtswissenschaften weisen mit Nachdruck darauf hin, dass all unsere Wahrnehmungen vor dem Hintergrund von unzähligen Annahmen entstehen, die größtenteils unbewusst bleiben, weil sie für uns so alltäglich und klar sind, dass es uns schlichtweg nicht einfällt, sie zu thematisieren. Hier wird dieses Netz der Selbstverständlichkeiten als „Referenzrahmen“ bezeichnet. Sönke Neitzel und Harald Welzer zeigen auf, wie aus „kultureller Bindung“, „Erwartungen“, „zeitspezifischen Wahrnehmungen“, „Rollenmodellen und Rollenanforderungen“ und „situativen Plausibilitäten“ ein Deute- und Entscheidungsdruck entsteht, demgegenüber individuelle Faktoren und Persönlichkeitsvariablen nicht gänzlich irrelevant werden, aber doch einen „vergleichsweise geringen, oft sogar unerheblichen Stellenwert“ bei einer Situationseinschätzung oder Handlungsentscheidung einnehmen (Neitzel & Welzer 2011, S. 23-46). Der große Vorteil solcher Referenzrahmen ist, dass sie unsere alltäglichen Wahrnehmungs- und Bewertungsprozesse entlasten und beschleunigen. Wichtig ist, dass Referenzrahmen nicht unveränderbar sind. Sie sind kulturell und historisch geprägt und so unumstößlich sie in einem historischen Augenblick gelten und ihre Deutungsmacht entfalten, so relativ sind sie doch, wenn man unterschiedliche Zeitpunkte oder geografische Orte miteinander vergleicht. Kleidung, die in einer Kirche einen Sittenverstoß darstellt, wird in einer Diskothek erwartet; eine Schlägerei, die auf der Straße eine Strafanzeige nach sich ziehen würde, wird im Boxring widerspruchslos hingenommen oder sogar bejubelt. Wir sind einerseits hoch sensibel dafür, welche Spielregeln und Deutemuster gerade gelten, andererseits sind wir diesen Referenzrahmen in ihrem jeweiligen Geltungsbereich aber auch sehr ausgeliefert, weil wir sie nicht mehr reflektieren und oft nicht einmal mehr wahrnehmen können. Ein simples Experiment

illustriert, wie sehr wir jeden Text von seinem Kontext her wahrnehmen und interpretieren. Sehen wir ein Zeichen eingebunden in die Reihe 12, 13, 14 so werden wir es mit großer Wahrscheinlichkeit als die Zahl 13 interpretieren. Wird uns dasselbe Zeichen aber im Kontext der Zeichenserien A, B, C dargeboten, so wird die intuitive Interpretation lauten, dass es sich um den Buchstaben B handelt. Die Kombination der beiden Zeichenfolgen macht uns sofort klar, dass das Zeichen aber uneindeutig ist und sowohl als die Zahl 13 als auch als der Buchstabe B interpretiert werden kann. Wahrnehmungsexperimente belegen immer wieder, dass diese sehr offensive Nutzung unserer Interpretationsspielräume den Normalfall und nicht die Ausnahme darstellt. Sobald wir glauben einen Kontext verstanden zu haben, passen wir unsere Wahrnehmungen dieser vorgefassten Überzeugung so lange an, bis sie massiv irritiert wird.



Common ground: Der gemeinsame Boden, auf dem wir stehen

Bei diesem Vom-Kontext-her-Denken bleibt es nicht nur bei der Wahrnehmung und Einschätzung einzelner Beobachtungen. Sprach- und Kulturwissenschaften haben immer wieder darauf hingewiesen, dass sich Menschen auf eine gemeinsame Welt beziehen müssen, wenn sie sich verständigen wollen. Das heißt, dass unser Weltbild als Ganzes so einen hoch komplexen und schwer veränderbaren Referenzrahmen darstellt, in dem wir uns selbstverständlich und zumeist unbemerkt bewegen. Gleichzeitig begrenzen und bestimmen die geteilten Rahmenbedingungen, welche Interaktionen möglich sind, weil wir uns selbstverständlich und massiv auf sie beziehen. Michael Tomasello macht einen grundlegenden Mechanismus über den begrifflichen Zusammenhang zwischen Zeigen und Kommunizieren deutlich: Das worauf ich *deuten* kann, bekommt im Zusammenspiel mit den anderen eine *Bedeutung*. In diesem einfachen Zusammenhang liegt, wie Tomasello materialreich belegt, eine der Demarkationslinien zwischen Tier- und Menschenwelt. Tiere deuten nicht (Tomasello 2014, S. 12)! Mit der einen Ausnahme, dass es Menschenaffen gibt, die auf etwas aufmerksam machen, um es zu erbitten oder zu verlangen („intentionale Kommunikation“) (Tomasello 2014, S. 340). Menschen aber sind zur „kooperativen Kommunikation“ fähig, das heißt sie können Hilfe verlangen, informieren und Gefühle oder Einstellungen teilen (Tomasello 2014, S. 341). Deshalb ist eine umfassende und nicht nur strategische Kooperation für Tomasello das, was Tier und Mensch voneinander unterscheidet. Weil menschliche Interaktion im Kern „ein grundlegend kooperatives Unternehmen“ ist, sind die Beteiligten darauf angewiesen „einen gemeinsamen begrifflichen Hintergrund [...], gemeinsame Aufmerksamkeit, geteilte Erfahrung, gemeinsames kulturelles Wissen“ zu schaffen (Tomasello 2014, S. 15, 17, 342). Herbert Clark beschreibt diesen verbindenden Interpretationszusammenhang als „common ground“. Er ist die „Summe [des] wechselseitigen, gemeinsamen Wissens, [der] geteilten Überzeugungen und Annahmen“ (Clark 1996, S. 93). Ausgesprochen differenzierte Formen der Rahmung stellen die Symbolsysteme der Sprache mit ihren facettenreichen soziokulturellen Normierungen zur Verfügung. In diese sprachlichen Rahmen werden Menschen durch langwierige und komplexe Prozesse hineinsozialisiert. Dies macht sie einerseits so machtvoll („die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“, Ludwig Wittgenstein), andererseits führt es dazu, dass wir kaum in der Lage sind, die Wucht der alltäglichen Selbstverständlichkeiten überhaupt wahrzunehmen. In Deutschland werde ich in eine Welt hineingeboren, in der man sich entweder duzt oder siezt. Werde ich in einem englischsprachigen Land geboren, so wachse ich ebenso selbstverständlich ohne diese Unterscheidung und die damit verbundenen sozialen Konsequenzen auf.

Ausgehend von der Renaissance und spätestens mit Descartes gibt sich die westliche Geistesgeschichte der Faszination des Ichs hin. „Ich denke also bin ich“ schreibt Descartes. Die letzte Sicherheit bietet für ihn das Ich. Dass ich existiere, ist für mich evident und allein von dieser letzten Tatsache her kann ich – so Descartes Überzeugung – denken und argumentieren. Letztlich führen uns die sprachtheoretischen Erwägungen aber zu einem neuen Blick auf Descartes Postulat, dass er ist, weil er denkt. Sein berühmter Satz „ich denke also bin ich“ muss weitergeführt werden, um nicht einem individualistischen Missverständnis zu erliegen. Ich denke, und weil dieses Denken und noch viel mehr das Sprechen darüber eine gemeinsame Sprache braucht, bin ich, sobald ich diese Worte denke, eingewoben in einen kollektiven Kontext. Ich denke, also bin ich immer schon auf andere bezogen. Ich denke, also bin ich Teil eines Wir (vgl. Brodbeck 2012, S. 45). Ich denke und deshalb kann ich nur das wahrnehmen, sagen und gestalten, was in unserer gemeinsam geteilten Welt sagbar ist.

Systemisches Denken

Diese prinzipielle Einbindung des Menschen wurde über lange Zeit hinweg auch in der Psychologie viel zu wenig berücksichtigt. Sie war ebenso so individuumstrunken, wie die anderen Geistes- und Sozialwissenschaften. Dies änderte sich nur langsam, aber über Vordenker wie den Psychodramatiker Jakob Levi Moreno entwickelte sich im Lauf der Zeit die Überzeugung, dass „die einzige Kategorie, die wirklich volle [...] Gültigkeit hat, [...] das ganze lebendige soziale Aggregat [ist], das Kompositum aller individuellen und symbolischen Repräsentanten, zu dessen Bildung alle vorher erwähnten Kategorien [nämlich die psychologischen Kategorien wie Gefühle, Wahlen, Entscheidungen sowie die soziologischen Kategorien wie Familie, Kirche, Industrie, sowie die kulturellen, ökologischen, biologischen Kategorien] ihren Beitrag liefern“ (Moreno 1974, S. 33). Im psychosozialen Diskurs steht seit Jahren das systemische Denken für diese Grundeinsicht, dass allzu einfachen Erklärungen für psychische und soziale Phänomene grundsätzlich zu misstrauen ist. An die Stelle solcher reduktionistischer Modelle setzen SystemikerInnen Theorien, die versuchen die Wechselwirkungen zwischen den beteiligten Institutionen, Menschen und Prozessen in den Blick zu nehmen. Sie stellen Fragen wie nach dem Verhältnis zwischen dem Ganzen und seinen Teilen, nach dem Verhältnis zwischen einem System und seiner Umwelt, sie untersuchen die Innen- und Außengrenzen des Systems und versuchen die Regeln zu verstehen, die in einem System gelten, nicht mehr gelten oder neu entwickelt werden (von Schlippe & Schweitzer 1999, S. 57-61). Vor allem interessiert SystemikerInnen aber immer wieder die Kommunikation in einem System. Welche Geschichten werden in einem System und über ein System erzählt? Und was bewirken, ermöglichen oder verunmöglichen diese Geschichten? Dabei wird immer wieder deutlich, dass wir uns von einfachen Kausalitäten verabschieden müssen. Vielleicht gilt bei einem trivialen Lichtschalter, dass der Druck auf den Schalter dazu führt, dass das Licht an- oder ausgeht. Schon wenn wir versuchen eine Familie zu verstehen gibt es kaum noch so simple Zusammenhänge. Wenn wir Institutionen oder Organisationen untersuchen, ist das Geflecht von Annahmen, impliziten und expliziten Regeln, Einflüssen und Rückwirkungen endgültig so komplex, dass sich ein individualisierender Blick im Normalfall von selbst verbietet.

Connectedness

Systemik wäre wohl falsch verstanden, wenn wir sie lediglich als Instrumentarium begreifen würden, um in Organisationen zu intervenieren. Vielmehr muss uns systemisches Denken immer wieder daran erinnern, dass wir uns in einer zutiefst miteinander verbundenen Welt bewegen. Die weltweiten Prozesse sind auf allen Ebenen so ineinander verwoben, dass wir ein viel reiferes Bewusstsein dafür

entwickeln müssen, dass wir in einer Welt leben. Eines der bemerkenswerten Bücher der letzten Jahre ist das von fast 50 französischsprachigen Intellektuellen verfasste konvivialistische Manifest. Die Unterzeichner machen sich darin auf die Suche nach einem Minimalkonsens bezüglich einer „Kunst des Zusammenlebens (con-vivere)“ (Les Convivialistes 2014, S. 47), die die großen Herausforderungen der heutigen Zeit zu beantworten vermag. Das vielleicht wichtigste Prinzip des Manifests ist das „Prinzip der gemeinsamen Menschheit“ (Les Convivialistes 2014, S. 61). Die Unterzeichner legen großen Wert darauf, diese Einheit vor jeder Differenzierung und als Korrektiv zu jeder Differenzierung in Erinnerung zu rufen. Genau diese Einheit ist in unserer Gesellschaft aber auf unterschiedlichen Ebenen verloren gegangen.

- Erstens ist sie durch die „überall maßlos gewordene Kluft zwischen den Ärmsten und den Reichsten“ gefährdet (Les Convivialistes 2014, S. 40). Ökonomische Ungerechtigkeit führt weltweit, aber auch in den einzelnen Regionen und Ländern zu einer Zersplitterung der gesellschaftlichen Matrix.
- Zweitens hat die „Kultur des neuen Kapitalismus“ (Sennett 2000) dazu geführt, dass Bindungen und Bezüge zerstört wurden. Diese Kultur bedarf der Flexibilität, der Grenzenlosigkeit und der Beschleunigung. Die Fragmentierung von Biografien und Bezügen ist dabei mehr als nur hingenommenes Übel (Sennett 2000, S. 78f.), sie ist Lebenselixier jener, die aus dieser Kultur ihre Profite schlagen.
- Drittens sind Analyse, Differenzierung, Spezialisierung, Präzisierung und Abgrenzung die Prinzipien der Wissenschaften, die dem modernen Fortschritt ihre Grundlage sichern (Hüther & Spannauer 2012, S. 7-10).
- Schließlich charakterisiert die Fokussierung seiner Individualität das moderne Ich. Es pflegt „diese weit verbreitete innere Einstellung und Überzeugung, dass man als Einzelner kurzfristig am besten vorankommt, wenn man sich aus jeglicher Verbundenheit, allen Verantwortlichkeiten und Verpflichtungen herauslöst und möglichst entschlossen seine eigenen Ziele verfolgt“ (Hüther & Spannauer 2012, S. 7).

Es ist bemerkenswert, dass aus unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen heute deutliche Hinweise kommen, dass wieder ein einheitlicher Blick auf die Menschheit und die Welt gewonnen werden muss. Beeindruckend ist hier Hans-Peter Dürrs Plädoyer, endlich das Weltbild der modernen Quantenphysik mitzuvollziehen. Denn diese hat sich längst davon verabschiedet, einzelne Gegenstände zu identifizieren. Sie beschäftigt sich mit dem pulsierenden Werden und Vergehen energetischer Zustände, einem „feurigen Brodeln“ von Materie und Geist (Dürr 2012, S. 20). Die heutige Physik erforscht nicht die Stabilität des einzelnen Objektes, sondern die Instabilität und Bezogenheit alles Lebendigen (Dürr 2012, S. 25). Dabei bleibt den AutorInnen, die solche und ähnliche Gedanken vortragen, bewusst, dass der je größere Blick auf die Einheit der Welt ethische Relevanz bekommen muss. Wir brauchen eine „Ethik der Verbundenheit [...], die dem herrschenden Paradigma von Konkurrenz und Wettbewerb und der damit einhergehenden Vereinzelung und Trennung des Menschen in der modernen Gesellschaft entgegenwirkt“ (Hüther & Spannauer 2012, S. 12).

3. Bildung braucht ein Fundament

Bildung ist ein Prozess, der durch Bindung und Beziehung getragen sein muss. Bildung ist ein Prozess, der nicht wie ein simples Werkzeug wirkt, sondern der stets auf eingebundene und miteinander verbundene Prozesse wirkt. Und – so eine dritte These – Bildung muss getragen und orientiert sein durch eine Rückbindung an ein Wertefundament. Weil diese Anknüpfung an Werturteile im Bildungsprozess so machtvoll und prozessbestimmend ist, muss sie umso offener reflektiert und kommuniziert werden. Diesem Gedanken ist der dritte Durchgang gewidmet.

Wir leben in säkularen Zeiten

Der in Salzburg und London lehrende Theologe Clemens Sedmak formuliert schonungslos: „Sehen wir doch den Tatsachen ins Gesicht: Wir leben in nachtheologischer Zeit“. Mit der Gottesrede lassen sich keine Schlagzeilen mehr machen, „über Theologie wird nicht einmal [mehr] geschwiegen“ (Sedmak 2003, 19). Nehmen wir Friedrich Nietzsche als Markstein. Er lebte von 1844 bis 1900 und verkündete, sozusagen als Summe dessen, was in den Jahrhunderten vorher denkbar und sagbar geworden war: „Gott ist tot!“. Spätestens mit ihm sind wir in einer säkularen Welt angekommen (Hutter 2010). Was immer gedacht und gemacht wird, es hat seit dem 18. Jahrhundert seinen Bezugspunkt nicht mehr zwangsläufig in einer „Fremdreferenz“, dem Bezug des Menschen zu Gott oder zur Polis, sondern zumeist in der „Selbstreferenz“, der Beziehung des Menschen zu sich selbst (Kucklick 2008, S. 64). Dass diese Entwicklung nicht nur aufklärerisch, befreiend und emanzipierend wirkt, sondern den Menschen auch verunsichert, liegt auf der Hand. Aber wo genau liegt der Preis für die Säkularisierung? Welche Fragen drängen in einer säkularen Gesellschaft mit ungekannter Wucht auf die Tagesordnung? Und welche Auswirkungen haben diese Fragen für Bildungsprozesse?

Der verunsicherte Einzelne

Zum einen verändert die Entgötterung der Welt die sozioemotionale Balance des Individuums. Jakob Levi Moreno wies bereits in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts darauf hin, wie sehr es den Menschen irritieren muss, wenn seine letzten Fragen plötzlich unbeantwortet bleiben. Hat mein Leben einen Sinn? Was kommt nach dem Tod? Bin ich selbst bedeutsam? All diese Fragen gelten im religiösen Kontext als beantwortbar und als prinzipiell tröstlich und ermutigend beantwortet. Das „Glaubensbekenntnis von der Nichtexistenz Gottes“ führt im Leben der Menschen zu einer Verknappung heilsamer Ressourcen. Der Mensch, das „kosmische Tier“, wird vom Universum abgetrennt. Morenos Diagnose ist, dass diese Trennung den Menschen verängstigt (Moreno 1957, S. 16). Hier sah Moreno die psychische Funktion der Religionen: „Gott in seinen verschiedenen Repräsentationen und Ritualen [...] war und ist die gewünschte und universalste Form der Psychotherapie für die Massen“ (Moreno 1957, S. 30). Dass diese selbstverständliche Einbindung des Menschen in den Kosmos in Frage gestellt wird, schafft – so Moreno – Problemstellungen, die in der Moderne in Kategorien von Gesundheit und Krankheit gelesen und therapeutisch beantwortet werden. Sinnkrisen, Ängste und Traurigkeit müssen in all ihren Erscheinungsformen verstärkt behandelt werden, wo religiöse Antworten zunehmend obsolet werden. „Gott, der große Therapeut, wird allmählich durch Millionen kleiner Therapeuten überall ersetzt, die die wachsenden Bedürfnisse befriedigen. [...] Es stellt sich heraus, dass Gott und die Religionen kein ‘Opium für die Massen’ (Marx) sind, sondern eine tiefe Notwendigkeit, die es ihnen ermöglicht, in einem anstrengenden Universum weiterzuleben“ (Moreno 1957, S. 30).

Die Begründungsnotwendigkeit der Gesellschaft

Vor allem aber ist die Gesellschaft als Ganze in den Prozessen der Säkularisierung eine andere geworden. Ob sie freier und aufgeklärter ist als die religiös geprägte, steht hier nicht zur Diskussion, aber sie hat andere Probleme zu lösen. Es ist vielleicht kein Zufall, dass Jürgen Habermas, ein großer Fürsprecher der säkularen Gesellschaft, in aller Deutlichkeit seine Sorge um eine Gesellschaft formuliert, die ihre traditionellen Gehalte auszulöschen droht. Ernst Wolfgang Böckenförde, der Richter am Bundesverfassungsgericht war, fragte bereits Mitte der 1960er Jahre, „ob der freiheitliche, säkularisierte Staat von normativen Voraussetzungen zehrt, die er selbst nicht garantieren kann“ (zit. in: Habermas 2005, S. 16). Anders gefragt: Aus welchen Quellen schöpft unsere moderne Gesellschaft ihre Werte und Sinnpotentiale, wenn sie auf religiöse Quellen verzichten möchte? Habermas weist darauf hin, dass es zwischen fundamentalen Begriffen wie „Moralität und Sittlichkeit, Person und Individualität, Freiheit und Emanzipation“ und dem jüdisch-christlichen Denken eine unauflösbare Verbindung gibt (Habermas 1997, S. 23). Die Begriffe und das mit ihnen Bezeichnete müssen von jeder Generation neu erschlossen werden. Noch leben wir nicht in einer völlig säkularisierten Welt. Noch gibt es Erinnerungen an Ressourcen, Geschichten und Begrifflichkeiten, die religiös begründet waren und die als tragfähiges gesellschaftliches Fundament funktioniert haben. Solidarität, Gerechtigkeit oder Vergebung sind solche unreligiöse Denkfiguren. Solange diese Traditionen stark genug sind, gleichsam mit ihrem Nachhall die entsprechenden Argumentationen zu stabilisieren, können die überkommenen Begriffe problemlos nicht-religiös benutzt werden. Es könnte aber sein, dass diese Spuren irgendwann zu schwach werden oder gänzlich verloren gehen (Habermas 1997, S. 23; 2005, S. 26). Dann könnte nur noch das gesagt werden, was in säkularer Begrifflichkeit sagbar ist.

An den Grenzen dieser säkularen Diskurse kann für „religiös unmusikalische Menschen“ (Habermas) eine bedrückende Sprachlosigkeit lauern. Hier wird die Frage unausweichlich: „Woran glaubt, wer nicht glaubt?“ (Martini & Eco 1999). Ein bedenkenswertes Problem hat dabei, neben den einzelnen Menschen, eine Gesellschaft, die sich als säkular definiert. Denn auch wenn der Staat in seinen allgemeingültigen Äußerungen, wie den Gesetzen, eine prinzipielle Distanz von weltanschaulichen Inhalten wahren muss und möchte, sind die Diskussionsprozesse über die jeweils gültigen Wahrnehmungen, Interpretationen, Werte und Normen fundamental auf weltanschaulich positionierte Gegenüber angewiesen (Habermas 2005, S. 15). Der endgültige Abschied von religiösen Traditionen verbaut Argumentationen, die bislang mit religiösem Vokabular geführt wurden. Das Wegbrechen der konstruktiven Spannung zwischen säkularem und religiösem Pol hinterlässt möglicherweise eine schmerzliche Lücke auf dem Weg hin zu tragfähigen Entscheidungen. Das Problem der Gesellschaft ist nicht, dass die kirchlichen Positionen zu Abtreibung und Ladenöffnungszeiten, Familienmodellen und Ökologie nicht eins zu eins übernommen werden, das mögliche gesellschaftliche Problem ist, dass über kurz oder lang vielleicht keiner mehr Narrationen von göttlicher Gerechtigkeit, messianischem Frieden, von bewahrenswerter Schöpfung und Gottesebenbildlichkeit des Menschen in die laufenden Diskussionen einbringen kann.

Blickt man in die Geschichte, so findet man entlang der Säkularisierungsprozesse gelungene Versuche, die Welt ohne die Gottesvokabel zu beschreiben. Ein Paradebeispiel ist die Übersetzung der Idee der Gottesebenbildlichkeit in die Idee der Menschenwürde. Aber an anderen Stellen funktioniert dieser Übersetzungsprozess nicht so reibungslos oder überhaupt nicht. Über manches lässt sich völlig ohne religiöse Kategorien vielleicht gar nicht sprechen: über Solidarität, über Schuld und Vergebung, über den Sinn des Lebens und den Sinn des Todes. Wenn das stimmt, dann könnte

unserer Gesellschaft irgendwann das Vokabular ausgehen, um sich über wesentliche Dinge auszutauschen. Dies erzeugt diffuses Unbehagen. Es ist so, „als sei man sich als Mensch mehr schuldig“ und als „bedürfe man mehr, als in nicht-religiöser Sprache auszudrücken ist“ (Habermas 2005, S. 31). Die irritierende Sprachlosigkeit tritt in der Moderne dort zutage, wo der siegesgewisse Fortschritts- und Machbarkeitsglaube an seine Grenzen kommt. Offenbar fehlt dem Säkularismus eine „hinreichend differenzierte Ausdrucksmöglichkeit und Sensibilität für verfehltes Leben, für gesellschaftliche Pathologien, für das Misslingen individueller Lebensentwürfe und die Deformation entstellter Lebenszusammenhänge“ (Habermas 2005, S. 31). Welche gesellschaftliche Bedeutung können diejenigen Menschen haben, die scheitern und verlieren? Was darf ein Mensch noch hoffen, wenn Krankheit und Tod siegen?

Wertegeleitete Bildungsarbeit

Wie weitreichende Bedeutung die skizzierte Diskussion für die Konzeption von Bildungsprozessen hat, liegt auf der Hand, weil die Frage nach Werten, Wertsetzungen und tragenden Begründungen heute in vielen gesellschaftlichen Segmenten und natürlich auch im Bildung-, Sozial- und Gesundheitsbereich aufgeworfen wird. Die Bedeutung dieser axiologischen Fragen ist unverändert hoch, egal ob man aus einer ökonomischen oder einer humanistischen Perspektive argumentiert. Für den wirtschaftlichen Bereich hat Gerd Pischetsrieder mit seinem Herausgeberband über „Werte, Wertschätzung und Wertschöpfung“ (Pischetsrieder 2010) zu diesem Thema Maßstäbe gesetzt. Darin konstatieren die über 40 MitautorInnen, die allesamt in leitender Funktion in Wirtschaftsunternehmen oder als ManagementberaterInnen tätig sind, einen unbestreitbaren Zusammenhang zwischen Werten, Normen und ethischer Ausrichtung eines Unternehmens einerseits und seiner Produktivität andererseits. Wertschöpfung und Axiologie – so die Essenz des Bandes – sind untrennbar ineinander verflochten. Die axiologischen Diskussionen in Unternehmen boomen nicht nur, sondern es liegen auch Belege auf dem Tisch, dass wertorientierte Unternehmensstrategien auch an harten ökonomischen Kriterien gemessen erfolgsversprechend sind – mehr vielleicht als reduktionistische Strategien.

Aus einer humanistischen oder religiösen Perspektive liegt es ohnehin nahe, den Menschen in seiner Ganzheit und Eingebundenheit ins Gespräch zu bringen. In diesen Traditionen wird selbstverständlich davon ausgegangen, dass der Mensch ein Sinn suchendes und Sinn setzendes Wesen ist. Interessant ist, dass diese Grundüberzeugung auch aus psychologischer Perspektive heute immer plausibel wird und fast schon als state of art gelten kann. Beispielsweise fragt die Resilienzforschung danach, was den Menschen widerstandskräftig macht, welche Ressourcen er hat und was ihn im Falle von Beeinträchtigungen wieder gesund macht. Der israelische Soziologe Aaron Antonovsky (1923-1994), der sein Lebenswerk diesen Fragen widmete, fand darauf drei Antworten, die er in seinem Konzept des „sense of coherence“ zusammenführte. Er beschreibt dieses Kohärenzgefühl als ein Gefühl des Vertrauens, dass das Leben 1) verstehbar, 2) handhabbar und 3) bedeutsam ist (Antonovsky 1997, S. 36). In der dritten Säule, der Bedeutsamkeit, findet sich die Schnittstelle zu unserer Diskussion. Bedeutsamkeit meint für Antonovsky nichts anderes, als eine positive Antwort auf die Sinnfrage geben zu können. Der Faktor fragt nach dem Ausmaß, in dem man das Leben emotional als sinnvoll empfindet: dass wenigstens einige der vom Leben gestellten Probleme und Anforderungen es wert sind, dass man Energie in sie investiert, dass man sich für sie einsetzt und sich ihnen verpflichtet, dass sie eher willkommene Herausforderungen sind als Lasten, die man gerne los wäre“ (Antonovsky 1997, S. 35f.). In geistiger Nähe zu Antonovsky wurden immer wieder Denkansätze vorgelegt, die die eigene Kraft der Menschen und die Macht positiver Gefühle und Gedanken in den Mittelpunkt des

Interesses gestellt haben. Heute bündeln sich mäandernde Ströme dieser Traditionen in der „positiven Psychologie“, die Themen wie positives Denken, Gelassenheit, Geborgenheit, Vertrauen, Verzeihen und Solidarität auf die Agenda psychologischer Forschung setzt (Auhagen 2004). Es ist bemerkenswert, dass dabei heute auch Religiosität und Spiritualität (Bucher 2007), Sinn (Tausch 2004) und Ethik (Kastner 2004) zum Thema gemacht werden können. Inhaltlich geht es bei all diesen Suchbewegungen darum, die Rückbindung des Menschen an die Existenz und die Welt als Ganze wieder zu thematisieren. Isoliert davon wird er zu einem Rädchen im Getriebe degradiert, das allzu schnell aufgerieben werden kann.

Wenn die Gegenüber in der Bildungsarbeit – AusbildungskandidatInnen ebenso wie Organisationen – ganz offensichtlich oder implizit mit Wertfragen beschäftigt sind, so kommt auch die Bildungsarbeit nicht umhin, sich selbst als wertegeleitet zu verstehen und auszuweisen. Im Falle einer „katholischen Bildungsarbeit“ bedeutet das, in einer säkularen Welt als ChristInnen sprachfähig zu bleiben oder es wieder zu werden. Das Gespräch mit einer sich säkularisierenden Welt zu suchen, heißt, Habermas’ Einladung ernst zu nehmen und die „kommunikative Verflüssigung von Tradition“, die jeder Generation aufgegeben ist, nicht nur innerhalb der Religionsgemeinschaften zu bewerkstelligen, sondern Mittel und Wege zu suchen, die religiösen Botschaften in eine Sprache und eine Form zu bringen, die von der heutigen Gesellschaft verstanden werden können. Sich gesprächsbereit zu zeigen, kann dabei bedeuten, kritischer Begleiter der Säkularisierungsprozesse zu sein und offensiv auf die Sprachlosigkeit und die blinden Flecken hinzuweisen, die nicht-religiöse Sprache hat. Gesprächspartner sein zu können bedeutet nicht nur verstanden zu werden, es bedeutet auch etwas Relevantes zum Gespräch beisteuern zu können. Deshalb müssen sich die Religionen in der Begegnung mit einer Traditionen vergessenden und verdrängenden Welt nicht daran stören, dass sie nicht ohne Weiteres jede Aussage der säkularisierten Gesellschaft nachsprechen und bestätigen können. Eine gelungene Kommunikationssituation ist auf eine hinreichend verständliche Sprache (Kongruenzbedingung) ebenso angewiesen wie auf relevante Erfahrungsunterschiede (Differenzbedingung), denn erst diese ermöglichen wirkliche Begegnung zwischen sich gegenseitig anfragenden und weiterführenden Positionen (Sedmak 2003, S. 50). Exemplarisch für diesen Bereich der Sprachkompetenz können die Diskurse über Scham, Schuld, Scheitern, Tod oder Trauer stehen. In all diesen Bereichen ist die säkularisierte Gesellschaft auffallend schweigsam, oder aber – wie im Bereich der Scham – überkompensierend redselig und tabulos. Gleichzeitig verfügen die religiösen Traditionen hier über ein ausdifferenziertes Wissen und Können, das in Bildern, Ritualen und Beispielgeschichten gespeichert ist. Dieses Erbe wird oftmals dankbar angenommen, wenn daraus gemeinsam ein situativ passender Umgang mit diesen Gefühlen entwickelt wird.

Resonanz durch Bindung

Der Soziologe Hartmut Rosa beschreibt in seinem Buch „Resonanz“ die Sehnsucht des Menschen, mit der Welt in eine Beziehung zu treten, die von einer Qualität geprägt ist, die er mit dem Begriff der Resonanz beschreibt. Resonanz meint dabei eine Art der Beziehung, bei der sich „Subjekt und Welt gegenseitig berühren und zugleich transformieren“ (Rosa 2016, S. 298). Resonanz ermöglicht Begegnung und Antwort, Mitschwingen und Austausch. Sie ist verbunden mit emotionalen Erfahrungen des Berührt- und Ergriffen-Seins, selbst aber keine Emotion, sondern ein Beziehungsmodus (Rosa 2016, S. 288). In einem früheren Buch hat Rosa dargelegt, dass in unserer modernen, westlichen Gesellschaft, die sich nur „dynamisch zu stabilisieren vermag“ (Rosa 2013, S. 14), die also ausschließlich auf Wachstum, Steigerung und Beschleunigung setzt, solche

Resonanzbeziehungen immer schwieriger zu realisieren sind, weil Resonanz das intensive Verweilen an einem Ort, in einer Beziehung, bei einem Thema voraussetzt. Wo die Begegnung mit dem umgebenden Raum gänzlich belanglos wird – wie auf der Autobahn, auf einer Hochgeschwindigkeitsstrecke der Bahn oder im Flugzeug – da geht Weltbeziehung verloren (Gronemeyer 1996, S. 109-112). Gleiches gilt für die Beziehung zu Menschen. Wo sie nur Mittel zum Zweck ist, wo ihr Raum und Zeit fehlen entfaltet und gelebt zu werden, dort kann keine resonante Beziehung, keine Begegnung entstehen. Rosa spricht ganz allgemein von der Entfremdung des Menschen, die durch die eskalierende Beschleunigung erzwungen wird. Seine Antwort darauf ist aber ausdrücklich nicht Entschleunigung (Rosa 2016, S. 13), sondern die Suche nach Resonanzräumen. Aus psychologischer Perspektive ist klar, dass solche Resonanzräume Bindungsräume sein müssen. Nur dort, wo ich mich auf Bindungsprozesse einlasse, kann etwas zu schwingen beginnen und dadurch ein gemeinsamer Resonanzraum entstehen. Dies gilt für das gemeinsame Lernen, es gilt für die gemeinsame (Um-)Gestaltung professioneller Veränderungsräume und es gilt, wann immer wir Verantwortung für unsere Gesellschaft und unsere Welt übernehmen. Deshalb ist der Dreiklang aus Bindung, Einbindung und Rückbindung auch nach 40 Jahren so wichtig und so vielversprechend.

Literatur

- Aichinger, Alfons (2010). Kinder in Kindertagesstätten, Schulen und selektiven Präventionsgruppen stärken – Kinderpsychodrama Band 2. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, im Druck
- Antonovsky, Aaron (1997). Salutogenese: Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: DGVT-Verlag.
- Auhagen, Elisabeth (Hg.) (2004). Positive Psychologie. Anleitung zum „besseren“ Leben. Weinheim/Basel: BeltzPVU
- Bastine, Rainer (2008). Vorwort. In: Matthias Hermer & Bernd Röhrle. Handbuch der therapeutischen Beziehung Band 1. Tübingen: DGVT-Verlag. S. 11f.
- BMFSFJ (2009). Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland – 13. Kinder- und Jugendbericht. Berlin Btg.-Drs.16/12860. www.dji.de/bibs/13_Kinder_und_Jugendbericht_DRS_1612860.pdf
- Brodbeck, Karl-Heinz (2012). Von der Geldgier zum Wachstum an Verbundenheit. Grundzüge einer kritischen Wirtschaftsethik. In: Gerald Hüther & Christa Spannbaauer (Hg.). Connectedness. Warum wir ein neues Weltbild brauchen. Bern: Hans Huber. S. 43-60
- Bucher, Anton A. (2007). Psychologie der Spiritualität. Weinheim & Basel: BeltzPVU
- Clark, Herbert (1996). Using language. Cambridge: Cambridge University Press
- Dörner, Klaus (2001). Der gute Arzt. Lehrbuch ärztlicher Grundhaltungen. Stuttgart & New York: Schattauer
- Dürr, Hans-Peter (2012). Teilhaben an einer unteilbaren Welt. Das ganzheitliche Weltbild der Quantenphysik. In: Gerald Hüther & Christa Spannbaauer (Hg.). Connectedness. Warum wir ein neues Weltbild brauchen. Bern: Hans Huber. S. 15-28
- Gronemeyer, Marianne (1996). Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit. Primusverlag: Darmstadt
- Habermas, Jürgen (1997). Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze. FfM: Suhrkamp
- Habermas, Jürgen (2005). Vopolitische Grundlagen des demokratischen Rechtsstaates? In: Jürgen Habermas & Josef Ratzinger. Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion. Freiburg im Breisgau: Herder. S. 15-37
- Hermer, Matthias & Bernd Röhrle (2008). Handbuch der therapeutischen Beziehung. 2 Bde. Tübingen: DGVT-Verlag
- Hüther, Gerald & Christa Spannbaauer (Hg.) (2012). Connectedness. Warum wir ein neues Weltbild brauchen. Bern: Hans Huber

- Hüther, Gerald & Michels, Inge (2009). Gehirnforschung für Kinder. München: Kösel
- Hutter, Christoph & Helmut Schwehm (2009). J. L. Morenos Werk in Schlüsselbegriffen. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften
- Hutter, Christoph (2010). Religionen in post-traditionellen Zeiten. In: Helmut Weiß, Karl Federschmidt & Klaus Temme (Hg.). Handbuch Interreligiöse Seelsorge. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag. S. 53-70
- Kastner, Michael (2004). Ethische Kommunikation. In: Elisabeth Auhagen (Hg.). Positive Psychologie. Anleitung zum „besseren“ Leben. Weinheim & Basel: BeltzPVU. S. 103-124
- Kucklick, Christoph (2008). Das unmoralische Geschlecht. Zur Geburt der Negativen Andrologie. FfM: Edition Suhrkamp
- Lamber, Michael J. & Dean E. Barley (2008). Die therapeutische Beziehung und der Psychotherapieeffekt – eine Übersicht empirischer Forschungsergebnisse. In: Matthias Hermer & Bernd Röhrle. Handbuch der therapeutischen Beziehung Band 1. Tübingen: DGVT-Verlag. S. 109-140
- Les Convivialistes (2014). Das konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens. Bielefeld: Transcript Verlag
- Martini, Carlo Maria & Umberto Eco (1999). Woran glaubt, wer nicht glaubt? München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Moreno, Jakob L. (1957b). Globale Psychotherapie und Aussichten einer therapeutischen Weltordnung. In: Ferdinand Buer (Hg.). Jahrbuch für Psychodrama 1991. Opladen: Leske + Budrich. S. 11-44
- Moreno, Jakob Levy (1974). Die Grundlagen der Soziometrie. Wege zur Neuordnung der Gesellschaft. Westdeutscher Verlag: Opladen
- Neitzel, Sönke & Harald Welzer (2011). Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. FfM: Fischer
- Pischetsrieder, Gerd (Hg.) (2010). www.Werte – Wertschätzung – Wertschöpfung ... für Beruf und Unternehmen. Hamburg: GPO
- Rosa, Hartmut (2016²). Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp
- Schlippe, Arist von & Jochen Schweitzer (19996). Lehrbuch der systemischen Therapie und bratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Sedmak, Clemens (2003). Theologie in nachtheologischer Zeit. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag
- Sennett, Richard (2000). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Siedler
- Tausch, Reinhard (2004). Sinn in unserem Leben. In: Elisabeth Auhagen (Hg.). Positive Psychologie. Anleitung zum „besseren“ Leben. Weinheim & Basel: BeltzPVU. S. 86-102
- Tomasello, Michael (2014). Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. FM: Suhrkamp
- Yalom, Irvin D. (2000³). Existentielle Psychotherapie. Köln: Edition Humanistische Psychologie

Korrespondenzadresse: Dr. Christoph Hutter: christoph-hutter@t-online.de